Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 5 (1882)

Artikel: Johann Jakob Reithard
Autor: Pestalozzi, L.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-984892

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 03.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Johann Jakob Reithard*).

Aus zarten Wolken, Blüthenzweigen,
Sah ich die Engel niedersteigen
In der Verklärung hellerm Licht;
Der schönste küßte traut und innig
Mir Stirn und Mund und reichte sinnig
Mir Lorbeer und Vergißmeinnicht.
— — — —
— — — —

Und was der Engel mir bescheeret,
Die blaue Blüthe, ward verzehret,
Den Lorbeer raubte mir der Wind;
Ich glitt, als der Orkan ertoste.
Der Engel blieb mit Rath und Troste:
„Kämpf' als ein Mann, vertrau' als Kind!"

J. J. Reithard. „Gedichte", p. 215 u. 217.

Auf dem schönen Friedhof bei der hohen Promenade in Zürich bezeichnet ein einfacher Felsblock, den Namen „Reithard" tragend, geziert mit einem eisernen Kreuze und einer daran gehängten Leier, das Grab des Mannes, dessen Leben wir schildern und dessen Andenken wir durch Herausheben einiger Stellen aus seinen Dichtungen wieder auffrischen wollen. Die Schweiz ist diesem Mann bisher nicht gerecht geworden,

*) Dieser Aufsatz ist die Umarbeitung und Ausführung eines Vortrags, welchen der Verfasser vor einem kleineren Kreis gehalten hat, und von dem dann ein kurzer Auszug in dem Volksblatt für Stadt und Land von Nathusius, Jahrgang 1867, erschien. Vgl. auch den Nekrolog im Neuen Tagblatt aus der östlichen Schweiz Nr. 263 u. 264, 1857 (von Baumgartner).

der, wie Wenige, ein Herz für das Wohl und Wehe seines Volkes hatte, und der, wie kaum ein Anderer, die Geschichten und Sagen ihrer Vorzeit geschildert hat. Noch ist kein Vierteljahrhundert verflossen und schon hat die rastlose, nur immer wieder nach Neuem verlangende Gegenwart den Namen Reithard vergessen. Bei Denen aber, die ihn persönlich kannten, lebt die Erinnerung an den trefflichen Menschen, an den edlen Dichter fort.

Es ist schmerzlich, sehen zu müssen, daß große, wirkliche Verdienste von den Zeitgenossen oft wie nicht beachtet werden; aber wenn auch eine Zeit dahingehen kann, während welcher man selbst eine schöne Begabung und gute Leistungen verkennt, so kommen wieder andere Zeiten, wo man sie zu würdigen weiß und wo der Name eines tüchtigen und wohlgesinnten Mannes die Ungunst der Verhältnisse und die Vorurtheile der Menschen besiegt. Wir sind überzeugt, daß auch der Name Reithard einst noch mit Ehren genannt werden wird, und wie sich Viele jetzt schon an den ächtschweizerischen Gestalten unseres trefflichen Malers Ludwig Vogel erbauen, auch wenn dieselben gelegentlich einmal das Maßvolle in der Ausführung vermissen lassen, so wird früher oder später auch Reithard als der ächte, große, nationale Dichter anerkannt werden, dem das Volk die Verklärung seiner Geschichten und Sagen zu verdanken hat.

Wir halten Jeremias Gotthelf als großen, unvergleichlichen Erzähler hoch, — freilich auch nicht hoch genug, sonst würden wir nicht oftmals schwächliche, unbedeutende Tagesprodukte seinen urgesunden, vollgesättigten Bildern aus unserm Volksleben vorziehen, — aber er hat doch einen Namen bei den Leuten, wird in den Literaturgeschichten mit Anerkennung genannt, ist allen Denen, die überhaupt lesen, bekannt als ein Schriftsteller, der ein rechter, gottbegnadigter Prediger gegen alle Schäden unseres Volkslebens war, und der es verstanden, wie sehr verstanden! Gestalten zu schaffen, die Leib und Leben und Seele haben, und ein unverwüstlicher Spiegel für das Gute und für das Schlechte in unserem Dasein sind.

Reithard ist, wie angedeutet, nicht so bekannt. Möglich, daß sein „Familienbuch“ mit den köstlichen Erinnerungen aus der Knabenzeit sich

noch in einigen zürcherischen Haushaltungen findet — sein Hauptwerk, die „Geschichten und Sagen“ trifft man nicht zu häufig an, und wenn sie nicht eine Reihe von Jahren hindurch antiquarisch zu einem geringen Preise zu haben und oft ausgeschrieben gewesen wären, würden sie nicht einmal soweit verbreitet sein; und doch ist Reithard ein Dichter von tiefem Gemüth und reicher Phantasie, und, was wir besonders achten, festgewurzelt in dem Boden eines bestimmten Vaterlandes, in diesem die Wurzeln seiner Kraft suchend, und doch jenes allgemein Menschliche zum Ausdruck bringend, das überall und zu allen Zeiten lebendig fühlende Herzen und den denkenden Geist ergreift.

Wir schätzen Reithard wirklich hoch. Nicht als Erzähler, wenigstens in dieser Hinsicht nur sehr zum Theil. Er hat sich als solcher zu wenig in Zucht gehalten und, ganz abgesehen von den Mängeln der Ausführung, dem gewöhnlichen Geschmack eines oft geringen Publikums zu viele Zugeständnisse gemacht. Talent, reiches Talent ist da — aber die Darstellung ist grell, oft verletzend. Das Romantische ist in der Weise einer frühern Zeit gehalten, wo man nicht so sehr auf Zeitfarbe hielt, und im Humoristischen läßt er sich allzu breit gehen. Was er schreibt, ist immer lebendig, und man spürt ihm das warme, wohlwollende Herz, die Abneigung gegen eine die Gemüthsmächte ertödtende, verstandesdürre Aufklärung an; aber man vermißt die Feinheit in der Ausführung. Dabei wollen wir nicht sagen, daß nicht Vieles frisch und munter sei, nur überragt es nicht die Mittellinie berufsmäßiger Erzählertüchtigkeit. In seinen Dorfgeschichten findet sich mancher glückliche Zug, aber es ist nicht jene geniale Art, die uns immer wieder zu Jeremias Gotthelf zurückführt, sondern mehr nur eine gemüthliche Breite und gutmüthige Behäbigkeit. In den historischen Novellen ist zwar Leben und Aktion, aber überall vermissen wir das feinere geschichtliche Gefühl und die nie das Ziemliche überschreitende Darstellungsart.

Auch als lyrischen Dichter stellen wir ihn nicht zu hoch, obgleich er einige kostbare, tiefempfundene Gedichte dieser Art zurückgelassen hat; in andern, die eine gute Anlage haben, stört meistens eine überflüssige

Strophe oder ein unschönes Wort. Er ist zu breit, zu wortreich; der innige Gefühlston klingt nicht recht hindurch; schildern kann er besser, und seine diesbezüglichen Darstellungen sind oft sehr schön; im Ganzen aber ist er auch da zu wortreich, und wird die reingedachte und tiefempfundene Entwicklung leicht durch eine verfängliche Breite und matte oder überladene Wendung verletzt. In der dichterischen Erzählung dagegen steht er meisterhaft da, und es ist nicht recht, daß man immer, auch in Sammlungen, die für die schweizerische Jugend bestimmt sind, an Reithard vorübergeht und dafür die deutschen Balladen- und Romanzendichter erhebt. Vortrefflich weiß er, wenn er dichtet, die alten Zeiten uns lebendig zu machen, sie der Gegenwart nahe zu bringen und doch so, daß sie noch ein Hauch aus der Urzeit umgibt. Er ist so reich, so mannigfaltig, weiß so gut den furchtbaren Ernst und den heitern Scherz zu verkörpern, und bald in ausgeführten Bildern, bald in kurzen Entwürfen Land und Leute uns zur Anschauung zu bringen, daß man ihn, ohne Uebertreibung, den nationalsten der neueren schweizerischen Dichter nennen kann.

Wenn man frägt, woher es denn komme, daß Reithard dessenungeachtet so wenig bekannt und noch weniger anerkannt sei, so hat das mehrere Gründe. Der erste Grund ist der, daß der Sinn des Schweizervolkes für Poesie nicht allzu groß ist, und unter der Masse des Unbedeutenden, das zu Tage gefördert wird, leicht auch das wirklich Werthvolle sich verliert. Wie lange ist es gegangen, bis ein Dichter von der ausgezeichneten Begabung Leuthold's auch nur dem Namen nach seinen Landsleuten bekannt geworden ist; es brauchte sein trauriges Geschick und die unermüdliche Anstrengung seiner Freunde, die wiederholte Hinweisung der Blätter aller Parteien auf ihn, um ihm ein bleibendes Angedenken zu verschaffen.

Unsere lesende Klasse kennt die Werke der Dichtung, von den Klassikern abgesehen, aus Anthologien, ja in vielen Fällen wird sich ihre Kenntniß auf die poetischen Proben im Schul-Lesebuch beschränken. Wir sagen das ganz ohne Tadel, — man kann ja nicht Alles kaufen, nicht Alles lesen, — aber bedauerlich ist es doch, daß nun manches Talent,

weil es keine Anerkennung findet, verkümmern muß, entweder sein Licht unter den Scheffel stellt oder durch massenhafte Produktionen in allerlei Zeitschriften und zweifelhaften literarischen Unternehmungen sein Brod gewinnen muß, und so früh die eigentlich poetische Kraft erschöpft. Auch Reithard ist dieser Gefahr nicht entgangen; er hatte kein Vermögen, mußte arbeiten, um sich seinen Lebensunterhalt zu gewinnen, und so schrieb er und verzeddelte sein Talent, gab Beiträge in Unterhaltungsblätter und Almanache mit beschränktem Leserkreis oder verband sich mit mittleren Talenten zu eigenen Unternehmungen, wo dann das Bedeutende unter Unbedeutendem verloren ging. Dazu trat noch ein Anderes bei ihm hinzu. Er hatte Unglück mit den Verlegern, namentlich demjenigen, der ihm sein Hauptwerk herausgab; es war das eine deutsche Buchhandlung, die bald nachher ihre Geschäfte einstellte, beinahe noch ehe die „Geschichten und Sagen" in Umlauf gesetzt waren, die sich zudem theuer verkauften, so daß sie wirklich nicht Jedem zugänglich gewesen sind.

Aber auch das ist noch nicht das Letzte, was einem allgemeinen Bekanntwerden im Wege stand. Der Hauptgrund lag in der politischen Parteistellung Reithard's, in dem Umstand, daß er, als seine reichsten Produkte an die Oeffentlichkeit traten, nicht mehr auf dem Boden der herrschenden Richtung stand, und ihm so alle jene Zeitungen und Zeitschriften fehlten, die man zur Verfügung haben muß, wenn man sich heutzutage einen Namen machen will. Bei Reithard kam noch das Moment erschwerend hinzu, daß seine politischen Ansichten sich im Laufe der Zeit gewandelt hatten und er auch aus diesem Grunde Feinde und argwöhnische Gegner besaß. Wenn wir dieses Alles bedenken — und auf einige Einwürfe der Kritik werden wir am Schlusse zurückkommen — so werden wir uns nicht verwundern, daß der reichbegabte Mann nicht die von ihm und Andern gewünschte Anerkennung fand.

Doch gehen wir näher auf seinen Lebenslauf ein.

Johann Jakob Reithard wurde am 15. März 1805 zu Küsnacht am Zürichsee geboren, wo seine Eltern ein Heimwesen besaßen. Noch steht bei Goldbach das väterliche Haus, und wer den Zürchersee kennt

mit seiner wunderbaren landschaftlichen Schönheit, mit dem Wechselnden in seiner Beleuchtung, so freundlich mit seinen anmuthgesättigten Gestaden, so hocherhaben im Hinblick auf die Alpenwelt, der begreift, daß der Dichter mit Wehmuth und Begeisterung an die Tage zurückdenken mußte, wo er selber als träumender Knabe am Gestade des See's gespielt.

Geliebte Fluth, an deren Blumenküsten
Sich weinend mir die alte Zeit erneut,
O See, den meine ersten Lieder grüßten,
Dich schau' ich wieder, dich begrüß' ich heut'!
— — — —

Du Haus am See, bekränzt mit Obst und Trauben,
Umrauscht von Bäumen, dunkelgrün und schlank,
Du Haus, in dem ich Liebe, Hoffnung, Glauben
Und Muttermilch in durst'gen Zügen trank.

Du, Nebenstübchen! Du, o grüne Kammer!
Du Gartenhaus mit deinem Rebenzug!
Ihr Plätz'chen all', wo ich den Bergmannshammer
Früh an die Adern meines Geistes schlug!

O Isistempel, tief im heil'gen Walde,
Wo mich zuerst die Götterzeit umhaucht!
O alte Wulp, aus deren Trümmerhalde
Die graue Sagenwelt mir aufgetaucht!

Es waren begabte Leute, die den Familienkreis unsers Dichters bildeten. Der Vater, Hans Konrad, ein kleiner Seidenfabrikant, daneben Gemeindebeamter, wird als ein tüchtiger, verständiger Mann geschildert. Die Mutter, Anna Schultheß, war eine Frau von einem selten reichen Gemüthe und einem besonders regen Geist. Der Sohn nennt sie einmal „ein wahrhaft erhabenes Wesen, einen aus dem Himmel auf die Erde gestiegenen reichen Geist.“ Sie hatten sieben Kinder, zwei Söhne und fünf Töchter. Der ältere, Konrad, etwas unstät, ging nach Amerika, der zweite war unser Dichter. Auch die Töchter besaßen Etwas von dem hochgestimmten Familiengeiste, und selbst auf deren Kinder vererbte sich

noch Etwas davon. Eine von den Schwestern, Anna, vermählte sich später mit Landammann Baumgartner, dem bekannten, willensstarken und verstandesscharfen St. Galler Staatsmann, dem frühern Liberalen und spätern Haupte der dortigen katholisch-konservativen Partei. Diese Schwester Reithard's trat zur katholischen Kirche über, und ein Sohn derselben, Alexander, führt gegenwärtig eine der besten Federn, die dem deutschen Zweige des Jesuitenordens zur Verfügung stehen, hat das dichterische Talent des Oheims geerbt, wie sein tiefes und geistvolles, gedrucktes Festspiel für die Calderonfeier zeigt.

Frühe regte sich in dem lebhaften Knaben das dichterische Talent, gepflegt von der ähnlich gestimmten, phantasiereichen Mutter. Mit muntern Reimen ergötzte schon der sechsjährige Knabe seine Bekannten; aber nichts war ihm lieber, als mit seiner Phantasie sich im Waldesdunkel zu verlieren oder hinter Mährchenbüchern sich wunderbare Welten und Gestalten vor die Seele zu zaubern. Einen köstlichen Einblick in seine Jugendgeschichte gewährt er uns in der Erzählung „Meine erste Schweizerreise" im Familienbuche, die mit ihrem schalkhaften Humor und ihrer Anschaulichkeit die Begabung Reithard's zum Jugendschriftsteller dokumentirt. Er erzählt uns, wie er mit dem ältern Bruder zu einem Verwandten, dem Fabrikanten Greutert in Islikon, gegangen sei, mit einer so unverwüstlichen Gemüthlichkeit und Treuherzigkeit, daß wir bedauern, daß er sich nicht mehr noch in dieser Art versuchte. Wir haben selten Etwas gelesen, das den Knabengeschmack so gut trifft. Indessen hatte das früh entwickelte Phantasie- und Dichterleben des jungen Menschen auch eine andere, nicht unbedenkliche Seite, auf die er selbst zu reden kommt: „Frühe regten sich die Flügel meiner Phantasie; sie belegte fort und fort den Grund meiner Seele mit jener bunten, wunderbaren Mosaik, die ein Erbeigenthum der Poesie ist. Ich las viel und (in Folge der literarischen Hauspolizei) heimlich und ohne Auswahl. Immer wunderlicher, wilder, bunter wurden die Gebilde meines dichterischen Kaleidoskops. Es geschah auf Kosten meiner ernstern Studien. Ich hatte nachher einen langen und schmerzlichen Kampf zu kämpfen, um die romanhafte Lüsternheit zu über-

winden und dem Brot der Wissenschaften Geschmack abzugewinnen. Aber mein Wille siegte, besonders als ihm äußere Hindernisse entgegentraten und meine Wehrhaftigkeit hervorriefen."

Reithard war zum Geistlichen bestimmt gewesen, allein eine längere Krankheit, die bleibende, nachtheilige Folgen zu haben drohte, brachte diesen Wunsch zum Schweigen, und unsern Freund kostete es um so weniger Mühe, auf denselben zu verzichten, als nicht innere Neigung, sondern mehr nur die Rücksicht auf die respekterregende Stellung eines Geistlichen ihn bei der Wahl dieses Berufes geleitet hätte. Unrichtig ist es, wenn behauptet wird, man habe ihn nun zum Kaufmann wollen ausbilden lassen, aber der Chef habe entdeckt, daß in dem lebhaften Kopfe sich der Sinn für ganz Anderes rege als für Soll und Haben, und ihm daher großmüthig Muße für die weitere Ausbildung gewährt; vielmehr soll er bei einem Graveur in der Lehre gewesen sein, und sich dies Verhältniß, allerdings in Folge eines Gedichtes Reithard's, das derselbe seinem Lehrherrn auf das Pult legte, und worin er gestand, wie er keine Fähigkeit zu diesem Berufe habe, freundschaftlich gelöset haben. Wie weit seine wissenschaftliche Ausrüstung reichte, ist uns nicht bekannt, nur soviel wissen wir, daß ihm das Lateinische geläufig war und er eine gute, allgemeine Bildung besaß. Seine Lernzeit endete damit, daß er einen Aufenthalt in der Pestalozzischen Anstalt in Iferten machte, wo er sich, unter der Leitung Niederers, zum Lehrer heranbildete. Der Rath von Antistes Heß soll bei der Wahl dieser Anstalt maßgebend gewesen sein.

Als ein lebhafter, aber noch nicht abgeklärter, geistig geweckter, aber noch nicht in sich gefestigter junger Mann trat nun Reithard in's Leben hinaus — erst als Hauslehrer in Chur — von woher sich die nahe Bekanntschaft mit dem Dichter Bantlin ergibt, — dann in Wädensweil und endlich in Glarus. Hier geschah, was für sein Leben verhängnißvoll wurde; er verheirathete sich, aber unglücklich. In kürzester Zeit mußte die Ehe aufgelöst werden, was ihm zeitlebens eine bittere Empfindung hinterließ. Er wäre in mancher Beziehung für das Familienleben geschaffen gewesen, denn er hatte ein reiches Gemüth, und wenn er eine

Frau gehabt hätte von ruhig verständiger, praktischer Art, so würde sie die Ordnung in sein Leben hineingebracht haben, die ihm als Dichter fehlte. In dieselbe Zeit fällt auch ein erschütterndes Familienereigniß, das einen dunkeln Schatten auf sein Leben warf. Sein Vater, den er hoch schätzte, kam in einer stürmischen Nacht nicht mehr nach Hause zurück, und bis zum heutigen Tage ist das Dunkel nicht gelichtet, das auf diesem Lebensausgang, der die Familie in namenlose Trauer versetzte, liegt. Man fand ihn weder lebend, noch todt.

Unterdessen brach die große politische Bewegung der Dreißigerjahre über Zürich los. Der junge, ungestüme Lehrer Reithard warf sich mit ganzer Seele in das unruhige Treiben hinein, ja, er wurde einer der feurigsten Literaten und Journalisten der Partei, der mit seiner ganzen Seele für's Volkswohl glühte und die Sache der Freiheit mit der Animosität eines Seebewohners gegen die Stadt und der Begeisterung des Poeten umfaßte. An einer tiefgehenden juristischen und historischen Bildung gebrach es ihm, aber er war feurig und meinte es gut. Seine pathetische und dann wieder populäre Schreibart gefiel. Ein von ihm herausgegebener Kalender, „der Republikaner", soll in vier Auflagen gedruckt und in 24,000 Exemplaren verkauft worden sein.

Mit der vollen, unklaren Begeisterung der Jugend hatte Reithard die Sache der Fortschrittspartei umfaßt. Seine gewandte Feder, die er überall in Bewegung setzte, verschaffte ihm Ansehen und Einfluß, und so erhielt er 1834 einen Ruf als Lehrer der deutschen Sprache und Literatur nach Bern, welche Stelle ihm aber bald entleidet wurde, so daß er nach Burgdorf übersiedelte und die Redaktion des „Volksfreundes" übernahm. Jetzt ging allmälig eine gewisse Wandlung in seinen Ueberzeugungen vor. Die Uebergriffe der eigentlich radikalen Partei, die Tendenz, an Stelle der Familienaristokratie eine solche des Beamtenthums zu setzen, die Abneigung gegen den persönlichen Charakter vieler der tonangebenden Männer, wohl auch einmal das Gefühl persönlich erlittener Kränkung — das Alles entfremdete Reithard, der ein Demokrat im edleren Sinne, vielleicht auch etwas empfindlich war, seinen früheren

Gesinnungsgenossen, und er war daher froh, als er seinen Aufenthalt ändern konnte.

Nach verhältnißmäßig glücklich verlebten fünf Jahren trat er nämlich, auf den Ruf der glarnerischen Regierung, die Stelle eines Schulinspektors in diesem Kanton an, wo er nebenbei den „Alpenboten" redigirte. Hier ging Alles gut, so lange sein Freund und Gönner, Landammann Schindler an der Spitze der Regierung stand. Als aber dieser auf seine Staatsämter verzichtete und den Kanton verließ, war auch Reithard's Stellung unhaltbar geworden, und er schied für immer aus dem pädagogischen Wirkungskreis. Wie sehr er indessen im Kanton Glarus heimisch gewesen, das bezeugen eine Reihe seiner schönsten Gedichte und auch seine in einfacher Prosa gegebenen Sagen, in welchen er die Natur des Glarnerlandes ergreifend abmalt und seine Ueberlieferungen getreu erzählt.

Den letzten, größten Theil seines Lebens brachte Reithard in bescheidenen Verhältnissen in Zürich zu. Er wohnte erst am „Klosbach", dann im „Büchsenstein" und endlich in der „hohen Eich" an der Steingasse. Obgleich ohne Vermögen und oft nur mühsam und nicht ohne Sorge sich durchkämpfend, wußte er sich doch sein Haus und Heim behaglich zu machen und seine Wohnung mit allerlei hübschen Bildern zu schmücken, so daß man gerne bei ihm weilte, um so mehr, als er ungemein freundlich war. Noch erinnere ich mich, wie ich oft und als Knabe viel in der Poetenwohnung Aufträge auszurichten hatte und gewöhnlich als Botenlohn ein großes Stück feinen weißen Brodes empfing; „ein Schelm ist, der mehr giebt, als er hat", pflegte der Dichter mit dem gutmüthigsten Gesichte von der Welt zu sagen, und gerne nahm man aus diesen Händen die gutgemeinte Gabe an.

Die Uebernahme der Redaktion einer politischen Zeitung lehnte er ab, dagegen hat er viele Beiträge in die Allgemeine Augsburgerzeitung, die Eidgenössische und die Wochenzeitung geliefert, deren geistvolle, von Ulrich und Wegner gezeichneten Karrikaturen zum Besten gehören, was je auf diesem Gebiete geleistet worden ist, denen ich nur noch die nicht veröffentlichten, brillanten, von David Heß aus der Straußenzeit an die Seite zu stellen wüßte. Erst

später übernahm Reithard die Abfassung der politischen Tagesübersicht im Zürcher Tagblatt, ein Amt, das nur theilweise seine Zeit ausfüllte, aber ihn doch sehr an Zürich band.

Daneben gingen dann allerlei literarische Unternehmungen her. Wir werden auf seine dießbezügliche Thätigkeit zurückkommen und bemerken hier nur so viel, daß eine Reihe von Geschichten und Gedichten hier in Zürich entstanden sind. Leider hat er zwei Unternehmungen, mit denen er sich trug, nicht mehr ausführen können. Das eine war eine Sammlung aller Sagen der Schweiz; er hätte vermöge seiner vielfachen persönlichen Beziehungen in allen Kantonen der Schweiz, wegen seiner Kenntniß von Land und Leuten und auch vermöge des schon für sein poetisches Werk gesammelten bezüglichen Stoffes und leichter treuherziger Darstellungsart sich dazu sehr geeignet. Auch trug er sich mit dem Gedanken, seine Lebensgeschichte niederzuschreiben, und da er eine gute Beobachtungsgabe hatte und gemüthlich zu berichten verstand, so hätte das unter Umständen interessant werden können; aber er hat viele Pläne gefaßt, die er nicht ausführte. Er war zu sehr Dichter und ließ sich zu sehr von seinen Stimmungen leiten, als daß er zu methodischem Schaffen gekommen wäre.

Reithard hatte einen starken Familiensinn. Da ihm, wie wir angedeutet, die Gefährtin fehlte, die seine gemüthlichen Bedürfnisse hätte befriedigen können, so schloß er sich um so enger an seine Verwandten an. Es waren besonders die Töchter einer in Zürich wohnenden Schwester, um deren Erziehung er sich bemühte und die dann, herangewachsen, ihm sein Hauswesen verschönerten. Auch verkehrte er viel in den Familien seiner Freunde, und stellte sich bei jedem Familienanlaß mit irgend einer freundlichen poetischen Gabe ein.

Ein geistiger Austausch mit Freunden war ihm ein Bedürfniß seiner Natur. Es war namentlich ein kleiner Kreis geistig geweckter und politisch ähnlich denkender Männer, welche sich zu einer Samstagsgesellschaft zusammengethan hatten, die an Reithard ein eifriges, belebendes Mitglied besaß und unter sich mit Vorliebe in Versen verkehrte. Es gehörte diesem Kreis an, außer Reithard, der geniale Landschafter Ulrich, der ge-

müthliche Volksdichter Heinrich Kramer, ferner der Vater des Berichterstatters, alt Pfarrer Kramer im Waisenhaus, ab und zu auch alt Landammann Dietrich Schindler und alt Regierungsrath Hans Conrad Pestalozzi. Die Einladungen und Abschläge wurden alle in Reimen vermittelt, und es entfaltete sich da eine große Gemüthlichkeit und Gewandtheit, namentlich in der Wortspielerei. Besonders Reithard wurde Alles zu Reim.

Nur um zu zeigen, aus welchem Tone dieser Verkehr ging, führen wir ein paar dieser Verse hier an. Als der Adressat einmal an den Masern darniederlag, schrieb ihm R.:

Scharlach-gerötheter,
Halbwegs-getödteter,
Schwernoth-genötheter,
Langsam-gelötheter,
Kindlein-umflöteter,
Leidender Lotz!
Nimm hier vom trauernden,
Tief dich bedauernden,
Mitleidig schauernden,
Schreibtisch-umkauernden,
Verse-aufmauernden
Klagenden Klotz:

Eine poetische,
Anachoretische,
Metrisch-ästhetische,
Aecht sympathetische,
Wahrhaft planetische
Zaubertinktur;
Heilend die serbende,
Krankhaft sich färbende,
Leicht sich vererbende,
And're verderbende —
Ja, selbst die sterbende
Menschennatur!

Accipe, recipe:
Zwei Centner Hoffnungsklee,

Gleich viel Geduld — per-se,
Trinkt's fort und fort, als Thee —
Traun! dann vergeht dein Weh,
Freund Kapudein!
Und wenn es besser wird,
Wenn sich dein Roth verliert
Und man dich nimmer schmiert,
Noch mit Arznei turbirt,
Dann laß' nur ungenirt
Mich bei dir ein!

Schreibe mir, Lieber, schreib'!
Alle Restanzen treib',
Bürste und kratz' und reib'
Ich dir zum Zeitvertreib
Gründlich aus Seel' und Leib,
Bis du normal,
Bis jede Pustel weicht,
Bis deine Haut, gebleicht,
Einem Stück Linnen gleicht
Und meine Hand dir leicht,
Statt der Tisane, reicht
Wein im Pokal.

Möge, o Leidender!
Duldender! Meidender!
In Schmerz dich Weidender!
In Flaum dich Kleidender!
Nimmer ein schneidender
Unfall dir nah'n;
Dann, o Gesundender!
Stündlich dich Rundender!
Braten-Verwundender!
Fässer-Entspundender!
Liebesglück-Mundender!
Stecke mich an!

Klotz von Büchsenstein.

Ein ander Mal, als er selber nicht wohl ist:

Es kann nicht sein, und kann nicht sein!
Der böse Rauch! Der gute Wein!
Der stets noch rasende Schnupfen! . . .
Es kann nicht sein, es kann nicht sein:
Der Nachtwind ruft ein schneidend: Nein!
Und würde mich rupfen und zupfen.

Ich habe gelitten, ich habe geächzt,
Ich habe geschneuzt, ich habe gekrächzt —
Trostsuchend bei Kannen und Fässern;
Ich habe geschwitzt, ich habe gedampft,
(Fast hätt' ich sogar geflucht und gestampft) —
Vergebens! Es wollte nicht bessern.

Wohlan denn, es sei. Ich schicke mich d'rein:
Es wird nun für dießmal g'rad müssen so sein
Mit dem verflümerten Pfnüsel;
Zwar bin ich im Geist und von Herzen Euch nah,
Doch wär' ich viel lieber in Wirklichkeit da . . .
Der Pfnüsel ist eben ein — Grüsel!

Der trauernde Klotz am Wankelsbach [1]).

Eine Menge lieblicher und launiger Gelegenheitsgedichte liegen in den Mappen seiner Freunde, meist ohne Werth für Fernerstehende, aber eine theure Erinnerung für diejenigen, welche das Glück hatten, ihn den Ihrigen zu nennen. Ein volles Hundert solcher scherzhaften, meist mit burlesken Illustrationen gezierten Episteln liegen uns vor.

Gehen wir nun aber nach dem Gesagten auf die dichterische Entwicklung unsers Reithard's ein. Wir haben schon gesagt, daß die meisten seiner Gedichte in von Andern herausgegebenen Sammlungen zerstreut sind. Es ist aber meistens das weniger Bedeutende. Das Wichtigste liegt in größeren Werken vor, die uns einen deutlichen Einblick in seine allmählige Durchbildung gewähren.

Folgen wir dieser seiner Entwicklung nach der kurzen Darstellung des Lebensgangs.

---

[1]) Umstellt aus „der Wankelmüthige am Klosbach".

Schon im Jahr 1822 hatte Reithard „Knospen“ herausgegeben; er war damals ein sechszehnjähriger Knabe; „der Vater hatte es gewünscht, bewundernde Freunde ihn dazu ermuntert und er sich gerne drängen lassen.“ Obgleich er später die Herausgabe dieses Büchleins sehr bereute, zeigte es doch schon geistiges Leben, Phantasie und Reimgewandtheit. Hier nur eine Probe daraus:

Von Gott.

Wenn nach brennend schwüler Mittagshitze
Stürme brausen durch den Fichtenhain,
Dann denk' ich beim Licht der Flammenblitze:
Groß und stark muß jenes Wesen sein!

Aber wenn der Zephir lieblich säuselt
Bei der Dämm'rung ungewissem Schein,
Fühl' ich, wenn er alle Blätter kräuselt:
Lieb und gut muß jenes Wesen sein!

Bedeutender waren die im Jahr 1842 erschienenen „Gedichte“[1]), die schon eine Reihe der schönsten, hernach wieder in die „Geschichten und Sagen“ aufgenommenen Leistungen enthalten. Es ist die erste größere Arbeit des Verfassers, Bürgermeister von Muralt und Landammann Schindler gewidmet. Hier schon haben wir „Rudolf von Habsburg“, „Rudolf von Erlach“, „die beiden Gemsjäger“. Eigenthümlich ist eine dem ersten Kaiserreich in „der Rückkehr des Kaisers“ dargebrachte Huldigung, welche mit dem Ausspruch schließt, daß die Schweiz dem Kaiser Napoleon, der seine Aufgabe als Mediator weise durchgeführt, Vieles zu verdanken habe.

Ja, gewühlt ward und geschnitzelt,
Und geflickt ward und gebraut,
Und getagt ward und gekritzelt,
Stets vernichtet — nie gebaut!

---

[1]) Gedichte von J. J. Reithard. St. Gallen und Bern. Huber u. Comp. 1842. 456 S.

worauf der Dichter aber doch hinzufügt:

Nicht dem strengen Weltgebieter,
Der zur Ordnung uns verweist,
Nein, der ächte Freiheitshüter
Ruft dem alten Schweizergeist,
Ihm, der hie und da in Hütten
Noch verehrt und stille weilt;
Er nur ist's, der mit den Sitten
Auch des Bundes Mängel heilt.

Reithard's Gabe, wie sie hier schon uns entgegentritt, ist entschieden episch. In Erzählung, Sage, Mährchen und Legende leistet er das Beste. Das schließt nicht aus, daß ihm nicht auch etwa Gedichte kontemplativer Art gelungen seien. Wir heben eines derselben hervor, mit Weglassung einer Strophe, welche das Ebenmaß stört. Ich glaube kaum, daß man einen glücklichen Gedanken feiner, sinniger und wohlklingender in Worte bringen kann, als es hier geschieht.

Der Traum.

Mir träumte jüngst von einem Strom,
Wie ich noch keinen kannte;
Um den der ganze Himmelsdom
Die hehre Kuppel spannte.
Gleich Silber schoß die stolze Fluth
Von unsichtbaren Hügeln;
Und Sternenglanz und Sonnengluth
Sah ich im Strom sich spiegeln.

Und sieh'! aus unbekanntem Land
Erschien ein schlichter Nachen.
Ein Knabe, der am Ruder stand,
Befuhr den Strom mit Lachen;
Die Woge, die ihn hergebracht,
Sie hätt' ihn auch begraben:
Allein der Mutterliebe Macht
Beschützte treu den Knaben.

Und eine zweite Woge kam
Hellrauschend hergeflossen;
Da war der Knabe wundersam
Zum Jüngling aufgeschossen.
Der Strom erglänzte frühlingsmild,
Als ob er Blüthen triebe,
Und drüber schwebt ein Engelsbild:
Das Bild der ersten Liebe.

Und eine dritte Woge kam,
Gleich Wettersturm aus Norden;
Da ward der Jüngling wundersam
Ein ernster Mann geworden.
Er lenkt den Nachen fest und kühn,
Wie auch die Woge zürne,
Denn Gattenliebe kräftigt ihn
Und kühlt ihm Brust und Stirne.

Und eine vierte Woge kam,
Die drohend sich entfaltet;
Da hat der Mann sich wundersam
Zum Silbergreis gestaltet.
Die Woge schnob, das Schiff zersprang,
Ihn schien es nicht zu kümmern;
Doch Kindesliebe weinte lang
An seines Kahnes Trümmern.

Und keine fünfte Woge kam,
Ihn weiter zu gefährden.
Ich sah den Alten wundersam
Zum lichten Engel werden.
Mildlächelnd schaut von Oben er,
Wie man sein Schiff begrübe;
Und gleich dem Aar im Sonnenmeer,
Schwamm er in Gottes Liebe.

Außer diesem ergreifenden Liede findet sich noch einiges Andere, Aehnliches vor. Da sind Neujahrsbilder, mehr oder minder treffend, wohl

auch einmal unbedeutend, aber meistens ernste Betrachtungen, Zeugen eines nach Hohem, Göttlichem, dem Gemeinen fremden, strebenden Gemüthes. Daneben regt sich auch wieder die satyrische Ader, wie z. B. in dem leichten, aber muntern Gedichte „Zacharias Zach".

Auf diese Gedichte sind dann eine Reihe literarischer Versuche gefolgt. Schon vorher war er mit Unterhaltungszeitschriften in Verbindung getreten. Es ist nicht Alles glücklich, was er nach und nach erscheinen ließ. Eine der absurdesten Geschichten sind die „Jesuiten in Freiburg", deren Herausgabe er später selber auf's Lebhafteste desavouirt hatte. Es hat uns zur Genugthuung gereicht, daß neulich eine pomphaft angekündigte protestantisch-republikanisch-französische Zeitschrift, deren Feuilleton mit diesem wieder aufgewärmten Romane debütiren wollte, bald verschwinden mußte, worauf dann aber betreffende Schauergeschichten als eigenes Büchlein, in's Französische übersetzt, herauskamen. Die Erzählung ist ganz absurd. Glücklicher ist, was Reithard in eigenen Zeitschriften veröffentlichte. Es erschienen von ihm ein „Jugendalmanach" für 1843, ein schweizerisches Familienbuch[1]), eine Helvetia, auch gab er zwei Jahre hindurch die beliebten „Alpenrosen"[2]) heraus. Wir führen aus den zerstreuten Gedichten nur einige wenige an, die mit der Herzensstimmung und Lebensführung unsers Dichters im nähern Zusammenhang stehen.

Das losgerissene Blatt.

Vom Baume fortgetrieben,
Irrt ein verstürmtes Blatt,
Das all' sein grünes Lieben
In Schmerz verwandelt hat.

---

[1]) Schweizerisches Familienbuch. Herausgegeben von J. J. Reithard, gew. Schulinspektor. I. II. Zürich. Meyer u. Zeller. 1845. 1847. 204. 204 S.

[2]) Neue Alpenrosen. Eine Gabe schweiz. Dichter. Herausgegeben von J. J. Reithard. I. II. Zürich und Frauenfeld. Beyel. 1848. 1849. Vgl. auch die Alpenrosen von 1850.

Es denkt im trüben Wandern —
Ein stiller, fremder Gast —
An all' die grünen Andern,
An Wurzel, Stamm und Ast,

Und an den Zweig, den schlanken,
Der mit dem Winde stritt,
Und flüstert in Gedanken
Die Laubgebete mit;

Und denkt, wie oft es schweigend
Den Lebensquell belauscht,
Der, aus der Tiefe steigend,
Den ganzen Baum durchrauscht,

Und wie in süßen Träumen
Sich's hob auf seinem Schooß,
Wenn aus den Sternenräumen
Der Thau herniederfloß;

Und wie es Schmelz und Düfte
Aus tausend Kelchen sog,
Und wie der Wind es prüfte,
Der Fink es niederbog. —

Und Sehnen, tiefes Sehnen
Durchdringt das arme Laub,
Es wirbelt unter Thränen
Durch aufgestürmten Staub.

Und fliegt, vom Sturm getragen
Durch's Fenster an ein Herz,
Das unter bangem Schlagen
Erliegt dem Todesschmerz;

Ach, an ein Herz, das trauernd
Der Jugendzeit gedenkt,
Vom Winterfroste schauernd,
Sich in den Lenz versenkt;

In jenen Lenz voll Segen,
Voll Leben, Lust und Lieb',
Aus dessen Blüthenregen
Verrath und Leid es trieb,

Und das — in Gram gebrochen,
Verkümmert, lebenssatt —
Vergeht im letzten Pochen,
Ein — losgeriss'nes Blatt.

Ebenso ergreifend, wenn es auch vielleicht noch wirksamer bei größerer Kürze wäre, ist das Gedicht

Der Ostermorgen im Walde.

Sabbatruhe waltet ringsherum,
Die Natur erschließt ihr Heiligthum,
Tausend Glocken läßt sie summen, klingen,
Schau, wie überall, allüberall —
Eilig folgend ihres Rufes Schall —
Frühlingskinder aus der Erde springen!

Fromme Beter mit geneigtem Haupt,
Grün und bunt, belaubt und unbelaubt;
Millionen Gräser, Halme sprossen,
Freudig schüttelnd nach des Winters Druck,
Und dazwischen, in bescheid'nem Schmuck,
Ihres Daseins duftende Genossen!

Und — aufsteigend hinter'm Walde — bricht
Hell und scharf der Morgensonne Licht,
Durch die goldig-grünen Tannenzweige,
Uebergießt mit ihrer Strahlenfluth
Berg und Thal, als ob des Himmels Glut
Auf die kalte Erde niedersteige.

Und ein tausendstimmiger Choral
Singt entgegen ihrem heil'gen Strahl,
Alle Gräser, alle Blumen lauschen,

Und mein Herz lauscht tief ergriffen mit,
Und zum Walde lenk' ich meinen Schritt;
Horch, dem Wald entströmt ein heilig Rauschen.

Friede, Friede sucht dies Herz von Staub! —
Sieh', der Wind spielt mit dem dürren Laub,
Wie des Thoren Hand mit Paternostern. —
Jetzt umfängt mich ernste Dämmerung,
Und es hallt in feierlichem Schwung
Durch den Wald das Gotteswort der Ostern!

Wie? Ob laut, ob leis? Ob nah', ob fern'?
Weiß ich's denn? — Es war das Wort des Herrn,
Das geheimnißvoll mein Herz getroffen;
Ich verstand's im innersten Gemüth,
Wie die Rose war es mir erblüht,
Meine ganze Seele stand ihm offen!

Ostern und Charfreitag! Schau', sie steh'n
Sich so nah', wie Tod und Wiederseh'n.
Darum laß das Herz dir nicht verkümmern,
Laß die Hoffnung auf ein Paradies,
Auf ein Glück, das nie sich falsch erwies,
Laß sie grünen unter deinen Trümmern!

Gold'ne Weiden schwellen auf dem Firn,
Alpenrosen trägt die Felsenstirn,
Weißes Bluest entschwellt dem schwarzen Hage,
Ueber Grabestiefen schwimmt der Kahn.
Hoffe nur! Dein Ostertag bricht an
Mit dem letzten Puls- und Ruderschlage.

Blick' auf's Kreuz! Wie bist du so gering
Gegen Jenen, der dort segnend hing,
Ob auch aller Welten Pein ihn quälte;
Sieh', wie schön an seinem Dornenkranz
Dem Charfreitag sich der Osterglanz
Ahnungsvoll und rosenroth vermählte!

Der das Herz in heißer Trübsal schmelzt
Und den Todesengel sendet, wälzt
Auch den Stein von Herzen und von Grüften,
Ruft zurück den sel'gen Lenzestag
Und was unter Schnee begraben lag,
All' das Leben, Schimmern, Klingen, Düften!

Was die dumpfe Wirklichkeit geraubt,
Wird die Wahrheit — blühend und belaubt
Und verklärt — den Treuen wiedergeben!
Jede heil'ge Ahnung wird enthüllt,
Jede reine Hoffnung wird erfüllt,
Jedes ächte Ideal wird leben.

Oeffne nur der Hoffnung ganz dein Herz,
Laß der Seelenwunde heißen Schmerz
Dir durch ihren Himmelsodem kühlen;
Glaub' an Gott und glaub' an Menschenwerth
Und — wie kalt die Welt sich von dir kehrt —
Sei du reich an liebenden Gefühlen!

Liebe Gott vor Allen, dessen Hand
Dich so manchmal an des Abgrunds Rand
Hingeführt, so oft durch Leidensnächte!
Seine Lieb' ist stärker denn der Tod.
Wer gedächte rettend deiner Noth,
Wenn Er ihrer nicht zuerst gedächte?

Trage heiter deines Kreuzes Pein,
Laß' es heut' schon Ostern in dir sein:
Hoffnungsostern und Bekehrungsmorgen;
Schüttle Staub und Thränen von dir ab —
Sieh', schon rollt der Stein von deinem Grab,
Dieser Stein der Schmerzen und der Sorgen!

Amen! Amen! Du erlöstes Herz,
Schwing' dich auf, o schwing' dich himmelwärts,
Hin, woher die ersten Strahlen kamen,
Laß' den lichten, warmen Sonnenschein

Dringen in dein Innerstes hinein,
Daß es grün' und blühe! Amen, Amen!

So die Gottesstimme wunderbar.
Langsam schüttelte sein dunkles Haar
D'rauf der Wald in feierlichem Rauschen;
Schweigend trank ich seinen Ambraduft,
Um der Klang und Sang geword'nen Luft
Und dem Lied in meiner Brust zu lauschen.

Wie trefflich Reithard auch das Uebersetzen verstand, dafür sei aus diesen zerstreuten Gedichten ebenfalls eine Probe gebracht:

Die rothe Republik.

Aus dem Französischen.

Nieder mit euch, Buchen, Eichen,
Ulmen, Linden! Ihr müßt weichen,
Also will's der neue Brauch —
Denn ihr schadet — stolz und finster —
Hier der Distel, dort dem Ginster
Und dem Pilz und Brombeerstrauch!

Fort! Daß endlich Gleichheit werde,
Licht und Schatten, Luft und Erde
Gelten uns, wie dir, o Holz!
Ohne dein Geäste stiegen
Moos und Gras, die jetzt sich schmiegen,
Auch wie du, gen Himmel stolz.

Gleiche Rechte allen Pflanzen,
Auf, und laßt die Aexte tanzen,
Tapfre Holzer! Schaffet Licht!
Opfert All' sie uns'rem Grimme!
Uns're Stimm' ist Gottes Stimme —
Schonet selbst des Obstbaums nicht!

Nur kein klägliches Bedauern!
Haut sie nieder, wack're Bauern;
Eh' der Tag vorüber, sei

Alles, was da hochgewachsen,
Fortgeschleppt auf euern Achsen
Und die nied're Menge frei!

Muthig d'rum die Axt geschwungen!
Endlich ist das Werk gelungen —
Seht, wie an der Freiheit Licht
Die geweihte Gleichheit waltet,
Die Geringheit — reich entfaltet —
Schon sich Bahn gen Himmel bricht!

Triumphirend schwell'n im Lenze
Schlee- und Brombeerstrauch zur Grenze
Der erlauchten — Distel an;
Eselslattich spreizt im Winde
Prächtig sich, sammt Lolch und Winde,
Ginster, Pilz und Löwenzahn.

Doch ihr Reich war nicht von Dauer,
Das Gesindel blickte sauer
Schon im nächsten Frühling d'rein;
Denn die Gleichheit — kaum geboren —
Ging als Unnatur verloren, —
Und auf's Neu' entstand der Hain.

Die der Gottheit Ruf empfingen,
Höher sich empor zu ringen,
Tilgt des Frevels Rotte nicht.
Schau', wie stark, wie unverdrossen
Schon der Wald in frischen Schossen
Durch die nied're Menge bricht!

Eiche wird zur Eiche wieder,
Doch es bleibt das Nied're nieder;
Tann' wird wieder Tannenbaum;
Pilz bleibt Pilz, und Winde Winde,
Doch schon streben Buch' und Linde
Frisch empor zum Himmelsraum.

Gütertheiler! Gleichheitsnarren!
Mäht ihr auch mit Schwert und Sparren
Edle Häupter — Kopf um Kopf;
Stampft ihr eben, was sich stufte — —
Sind d'rum Schufte minder Schufte?
Ist der Tropf d'rum minder Tropf? — —

Begreiflich, daß Reithard die politischen Wirren der Zeit mit seiner Feder begleitete. Obgleich nichts weniger als ein blinder Anhänger des Alten, und allem Vorrechtlerthum abhold, in seinen religiösen Ueberzeugungen zwar fromm, aber einer festen, ausgeprägten, positiven, orthodoxen Glaubensansicht eher entbehrend, einem wirklichen Ultramontanismus geradezu abhold — war ihm doch das revolutionäre Treiben der Vierzigerjahre ein Gräuel, und mehrmals erhob er seine Stimme, um das unter dem Namen der Freiheit alle Treue und allen Glauben unterwühlende Vorgehen des fortgeschrittenen Radikalismus zu züchtigen. 1845 erschien seine „Radikale Jesuitenpredigt"[1]). Trotz seiner freien protestantischen Denkart empörte ihn, den ehrenhaften und gerechtigkeitsliebenden Mann, die leidenschaftliche und namentlich über Gesetz und Verfassung sich hinwegsetzende Befehdung eines immerhin achtungswerthen Theiles der schweizerischen Bevölkerung, und wenn er auch durchgehends die herrschende Ansicht theilte, daß die Jesuiten staatsgefährlich seien, so hielt er das wühlerische Treiben der Freischärler für nicht minder staatsgefährlich, ja für noch schlimmer. Er läßt da einen Radikalen, den P. Inkognitus, in dem geheimen Conventikel der Wissenden eine schöne Rede halten, in der er seinen Plan enthüllt. „Ja, wollten die Jesuiten uns helfen: Wir zählten zu'n Lämmern sie, statt zu den Wölfen! So aber, weil sie zuwider uns wirken, Zerhau'n wir sie ärger als Juden

---

[1]) Radikale Jesuitenpredigt. Gehalten am Neujahrstage 1845 im geheimen Conventikel der Wissenden von P. Inkognitus, schweiz. Mitglied des Ordens der Neujesuiten. Zum Druck befördert von einem Nichtjesuiten u. A. Zürich. Meyer u. Zeller. 1845. 60 S.

und Türken." Dabei werden auch die Parteigenossen des Dichters nicht geschont.

Oder fürchtet ihr etwa die Konservativen? —
Die sitzen auf ihren Wechselbriefen,
Auf ihren Waarenballen und Gülten,
Auf ihren Kasten, den wohlgefüllten,
Oder bei klugen Cousinen am Theeetisch,
Oder um einen fürnehmen Fetisch,
Der Rath ertheilt und konventikelt
Und das System des Friedens entwickelt.
Wie man nachgebend zur Macht gelange,
Und selbst der Jakobinerschlange
Durch Sanftmuth endlich imponire,
Bis sie zuletzt ihr Gift verliere.

And're sitzen steifzöpfig und poltern
Beim Abendschöppli: von Däumeln und Foltern,
Von Fitzen, Köpfen und Stranguliren
Wider das ewige Rumoriren,
Wider die Schändung „des guten Alten",
Dem sie begeistert Lobrede halten.
Dann geh'n sie zu Bett und lassen Gott walten,
Morndeß sind mindestens sie die Alten! —

Die Vornehmsten und die Unterthänigsten
Genieren uns g'rade am allerwenigsten;
Aber die mittenstehende Macht,
Die viel erfahren und viel gedacht,
Die unter Arbeit und Gebet
Und ohne Sprünge vorwärts geht,
Das Unrecht schüttelt, wo sich's zeigt,
Nie wühlend herrscht, nie kriechend steigt,
Aus Alt und Neu das Beste wählt,
Fest an Gesetz und Ordnung hält;
Mit Geist und Herz — nicht Wolf, noch Lamm —
Hinwandelt zwischen Fluth und Flamm',
Auf rechter Bahn, zum Licht hinan:
An die legt euren gift'gen Zahn!

Noch in demselben Jahre gab er die ergreifende, nur zu tönende Schilderung „Auf dem Emmenfelde bei Luzern“[1]) heraus:

Das Volk ist anders, als ihr sprecht und schreibt,
Und will was And'res, als wozu ihr's treibt,
Die ihr's entwürdiget zur Gliederpuppe,
Bis eu're Schnur, nach der es tanzt und springt,
Sich rächend euch um Hals und Nacken schlingt! . . .

Im Jahre 1847 erschien von ihm die „wunderbarlich vaterländische Prophezeiung auf das Jahr der Ungnade 1847“, eine Satyre auf die damaligen Irrungen und Wirrungen, die Chronik des Jahres in altväterischen, witzgesättigten Reimen abwickelnd, rechts und links treffend:

Bärenklubbs hinter jeglicher Hecke,
Volksversammlungen an jeglicher Ecke.
Hier beschließen die Falliten:
„Jetzt haben wir auch mal zu gebieten!
„Vor Allem ist ohne Zeitverlieren
„Die Finanzreform zu reformiren!“
Dort wollen die Weiber in buntem Verein
Vom Männerjoche sich befrei'n,
Und mindestens sollen je zu zwei Wochen
Die Männer abwechselnd flicken und kochen,
Stricken, fegen, scheuern und kehren,
Waschen, säugen und Kinder gebären;
Ferner verlangen Mägde und Knechte
Complete Herstellung der Menschenrechte:
Befehlen soll Jedes, gehorchen Keins —
Das sei die wahre Bedingung des Seins.
Am Ende kommen noch gar die Schuljungen
Mit Koth in den Händen und Schmutz an den Zungen,
Befreiung will Jedes von Schule und Zucht . . . .
Schulmeister und Eltern ergreifen die Flucht.

---

[1]) Auf dem Emmenfelde bei Luzern am 1. April 1845. Gedicht von dem Verfasser der Neujesuitenpredigt. Zürich. Meyer u. Zeller. 1845. 59 S.

Wie ernst der Dichter seine Worte genommen haben will, dafür zeugt das flammende Nachwort, das er seiner Arbeit gibt:

Ihr wähnt, ich spotte, wähnet es ergrimmt,
Weil ich das Unrecht uns'rer Zeit geahndet,
Das Unrecht, das nach Leidenschaften stimmt,
Das zu Gericht sitzt und nach Gegnern fahndet.
— — — —
— — — —

Ihr wähnt, ich spotte, wähnt es zornentflammt,
Weil ich die Hohlheit uns'rer Zeit gezüchtigt,
Die alles Feste, das vom Himmel stammt,
In Höllendampf auflöset und verflüchtigt.
— — — —
— — — —

Ihr wähnt, ich spotte? Nein, der übt nicht Spott,
Der gern die alte Tugend wecken möchte,
Und gerne frisch den alten Bund mit Gott,
Den alten, frommen Bund vom Rütli flöchte.
— — — —
— — — —

Noch haben wir eine kleine Schrift zu erwähnen, die auch nicht übel ist. Auf das Jubelfest von Zürichs Eintritt in den Schweizerbund, das im Jahre 1851 gefeiert wurde, verfaßte er den „Tag zu Zürich“[1]), eine Novelle im alten Chronikstyl, in der er in alterthümelnder Redeweise erzählt, wie es bei der Eidesleistung in Zürich Anno 1351 zugegangen sei, wobei es aber an feinen und deutlichen Anspielungen auf Personen und Zustände der Gegenwart, wie sie dem damaligen, selbst in die Parteiwirren hineingerissenen Beobachter erschienen, nicht fehlt.

---

[1]) Der Tag ze Zürich am yngenden Meien 1351. Drey Brieff des Jungkher Hannes von Moos von Luzern an syne Frow Muotter u. s. w. Zürich. Meyer u. Hanisch. 1851. 92 S.

Die politische Färbung mancher von Reithard's Produkten war ein Hauptgrund, warum er nicht allgemein anerkannt wurde. Inzwischen waren die politischen Wirren glücklich vorübergegangen; der neue Bund kräftigte sich mehr und mehr, und obgleich Reithard mit der Entstehungsweise desselben nichts weniger als einverstanden war, so befreute er sich doch aufrichtig des wiedergekehrten Friedens. Die neuen Verhältnisse nöthigten ihn nicht mehr zu politischen Expektorationen; dagegen veröffentlichte er im Jahre 1851 eine ergreifende Dichtung: „Die Todesnacht auf dem Wallensee“ [1]), die zum Schönsten gehört, was wir von ihm besitzen. Den Anlaß zu derselben gab die Nachricht von dem Untergange des Dampfschiffs „Delphin“ in stürmischer Nacht, am Gestade von Wesen. Er hatte sich Mühe gegeben, möglichst viele Nachrichten über die dort verunglückten Personen zu sammeln und verwandte dieselben nun mit Meisterschaft. Das Ganze ist ein hochpoetisches Nachtstück, von inniger Zartheit und wirksamer Kraft, stimmungsreich, tiefromm. Der Grundgedanke drückt sich in den folgenden Worten aus, die wir um so höher werthen, als er niemals aus der Frömmigkeit Profession gemacht:

. . . O wie lenksam ist, wie weich
Das Menschenherz im Angesicht des Grabes!
Ein Jeder — Hoch und Niedrig, Arm und Reich —
Erzittert dann, und All' bedürfen gleich
Des Glaubenstrostes und des Hoffnungsstabes,
Und Keiner, Keiner ist sich selbst genug,
So bald der Tod an seine Thüre schlug.

Wir sehen das Schiff, wie es von Wesen abfährt. Es ist eine dunkle, stürmische Nacht, unheimlich für Passagiere und Matrosen. Wir hören, wie sie gestimmt und gesinnt sind. Eine hohe, geheimnißvolle Gestalt steht unter ihnen und redet mit ihnen — der Todesbote. Er kommt zum Steuermann, der, auf seine Kraft vertrauend, das Schiff durch Wind und Wellen hindurchbringen will:

---

[1]) Die Todesnacht auf dem Wallensee. Dichtung eines Ungenannten. Zürich. Meyer u. Hanisch. 1851.

„Der Muth ist schön, wenn er sich nimmer trennt
„Vom kindlichen und reinen Gottvertrauen,
„Wenn er als lichte Himmelsflamme brennt,
„Hoch über allem Erdenelement,
„Hoch über allem Menschenstolz und Grauen;
„Wenn gläubig selbst er jenen Kampf besteht,
„In dem dies arme Leben untergeht!“

Der Mahner kommt zum Heizer, einem blutjungen Menschen, dem eine treue Mutter und eine kranke Schwester, die alle Hoffnung auf den Knaben setzen, entgegenharren:

„Stirb gern, mein Kind! Unendlich glücklich ist,
„Wer früh hinüberzieht in's Land des Wahren.
„Es ist so schwer, ein Christ zu sein, ein Christ —
„Und jene Liebe, die vergibt, vergißt
„Und dient und duldet, stets zu offenbaren;
„Heil Jedem, der, eh' er den Kampf begann,
„Sich heim, in's Land der Unschuld retten kann!“

Er redet mit den Matrosen, von denen die einen keck spottend, die andern angstvoll zagend in die grause Welt hinausschauen:

„Und über'm Schiffe brüllen mehr und mehr
Grau'nvolle Stimmen nächtlicher Gewalten,
Und unter'm Schiffe schäumt ein tosend Meer,
Und weiß und weißer schäumt's von Westen her,
Ein riesig Sargtuch mit bewegten Falten;
Von allen Wänden troff es — Runs um Runs —
Ave Maria, bitt', o bitt' für uns!“

Jetzt steigt der Todesbote herunter zu den Passagieren. Da ist ein wüster Zecher, welchen nur noch die Liebe zu seinem Knaben vor völligem Verderben zurückgehalten hat, dort ein Postmeister, dessen eine liebende Gattin harrt, dort ein Jüngling, zuerst ein Kind der Armuth und dann ein Sohn des Glücks, jetzt einem grausen Tode entgegengehend, dem das Sterben unsäglich bitter vorkommen will. Hier, halb Knabe noch, das Kind reicher Eltern, der Gegenstand ihrer Freude und Liebe, dort ein

Weib, das viel Schweres im Leben erfahren und nun eines noch schwereren Todes sterben soll. Mit dem Troste, welchen fester Glaube und barmherzige Liebe bieten, begleitet der Dichter sie Alle auf dem finstern Todesweg, sie milde zu frommer Ergebung mahnend:

Kein menschlich Auge hat die Noth geschaut,
Die letzte Noth der armen Todeskämpfer;
Ein grauer Nebel hielt den Ort umgraut,
Der Sturm verschlang jedweden Menschenlaut,
Der See verschlang den todgeweihten Dämpfer
Und auf den stillgestand'nen Herzen ruht
Seither mit Frieden die versöhnte Fluth.

Im Jahr 1853 kam nun endlich sein Hauptwerk heraus: die poetische Sammlung der „Geschichten und Sagen der Schweiz"[1]). Es ist eine Arbeit, die aus der reinsten Liebe zum Vaterlande, einem für die Natur und Geschichte desselben begeisterten Sinn, einem in den Sitten und Bräuchen des Volkes heimischen Gemüthe hervorgegangen ist. Sie ist zugleich das Erzeugniß großer dichterischer Begabung, eines formenreichen und formgewandten Sprachtalents.

Traun, es liegt viel köstlich Erz
In den untergang'nen Schichten!
Traun, es liegt viel Geist und Herz
In der Alten Thun und Dichten!

Ein Volk mit einer großen Geschichte, sagt Joh. Falk, das sich derselben nur wie im Schlafe bewußt ist, das davon bloß Namen, Schlachten und Jahreszahlen im Kopf hat, ist kein Volk, sondern ein trockenes Gespenst und eine ausgetrocknete Mumie. Bücher wie die Reithard'schen „Geschichten und Sagen" wecken die meiste Vaterlandsliebe auf. Uns ist bei häufigem Lesen derselben vor die Seele getreten, was Claus Harms einmal sagt: „Man liest doch nichts lieber, als seines Volkes Geschichten.

---

[1]) Geschichten und Sagen aus der Schweiz. In Dichtungen von J. J. Reithard. Frankfurt. Lit. Anstalt (J. Rütten). 1853. XI. 562.

Sie stellen die alten Begebenheiten dar, als wäre man dabei, rufen die Geister der Entschlafenen aus ihren Gräbern und lehren uns handeln als unter ihren Augen, in guten Dingen zur Ermunterung, in schlechten zur Beschämung und zeitigen Rückkehr; sie trösten und geben Rath im gegenwärtigen Unglück, als mit welchem und noch größerem die früheren Geschlechter schon kämpften, gleichwie sie wirken zur Vorsicht und Mäßigung im Glück, auf daß sich kein Unglück daraus erzeuge; Bedeut geben sie manchem Platz, an welchem wir sonst ohne Gedanken vorbeigingen, und einigen Plätzen Heiligkeit; wie mit scharfen Stacheln reizen sie das jetzt lebende Geschlecht, sich nicht von dem Ruhme der Väter überstrahlen zu lassen oder im umgekehrten Falle die geerbte Schande doch auszulöschen durch besseres Thun; Säulen der Dankbarkeit sind sie, von den erkenntlichen Zeitgenossen errichtete, oder Schandpfähle, an denen die Schlechtigkeiten vieler Jahrhunderte stehen; Wecker aus dem Schlaf, Hebel in der Versunkenheit, Spiegel einer schöneren Zukunft, Sonnenstrahlen auf die Gemüther, so von der Selbstsucht übereiset worden; Tirolerstimmen vom Berge, daß sich sammeln, die es gut meinen im Thal, die da Recht und Gerechtigkeit, freie Sprache, Verstand und Herz um Gold behaupten wollen im Lande". Das hat Reithard gefühlt; aus dieser Gesinnung sind seine Geschichten und Sagen erwachsen, und diese Gesinnung erwecken sie wieder in den Herzen der Leser.

Das Buch ist der hohen Bundesversammlung gewidmet. Der Dichter deutet an, in welchem Sinne er es aufgenommen haben will.

Leit' Euch Gott! Der beste Rath
Kommt, wie sonst, noch heut' von oben;
Jede wahrhaft große That
Muß den Quell der Größe loben.

Darum auch bezeichnet sind
Unsre alten Siegesstellen,
Gott zu Ehren, frommgesinnt,
Allesammt mit Dankkapellen.

Denn der Glaub' an Gottes Kraft,
Das Vertrau'n auf Gottes Segen
Half zur Eidsgenossenschaft
Einst den ersten Grundstein legen.

Dann erst wird die Schweiz gesund,
Wenn wir Sonst und Jetzt verweben,
Wenn wir unsern neuen Bund
Durch den Grütligeist beleben!

Mit einem hochpoetischen, schwungreichen „Vorspiel" fängt er seine Sagen an. Er sieht sich nach den Helden der Vorzeit um:

„Wo sind die Ambühl, Winkelriede? Wo
„Die Bubenberge, Erlach, Gundeldingen?
„Wo sind vom Speicher, von Giornico
„Die biedern Herzen und die scharfen Klingen?
„Wo sind die Helden, die da, opferfroh
„Und arbeitswillig, nur für's Ganze ringen,
„Und in der Bürger heiligem Vertrau'n
„Den höchsten Lohn für jede Mühe schau'n?"

Vaterländisch, mannesstark und kampfesmuthig ist der ganze Ton, ja recht heimatlich muthen uns, einleitend schon, die Naturbilder an. Wie ist ihm tief in's Herz gewachsen dies schöne Schweizerland.

Das Vaterland mit seinen Spiegelsee'n,
Aus denen Firn und Alpe wiederstrahlen,
An deren Hängen greise Wälder weh'n
Und gold'ne Auen lieblich niederthalen;
An deren Ufern stolze Städte steh'n,
Die mit den Bergen in der Fluth sich malen,
Aus welcher — silbern hier, dort himmelblau —
Die Ströme wandern in der Ferne Grau.

Ganz besonders sind es die wunderbaren Reize des Hochgebirges, die unser Dichter begeistert preist:

Wo die blaue Enziane
Mit dem Bergvergißmeinnicht
Auf dem grauen Felsenzahne
Ein vertrautes Wörtlein spricht,
Wo aus dunklem Blättergrün,
Roth, gleich einem Flammenwalde,
An des Berges steiler Halde
Tausend Alpenrosen glüh'n,
Klopft das Herz so frei, so kühn!

Immer wieder muß er zu den stolzen Bergeshöhen hinaufsehen mit den blanken Scheiteln, die da unentwegt in des Himmels Blau sich verlieren.

Mit ihren Gipfeln wolkenlos
Im gold'nen Sonnenschein,
Am Fuß vom grauen Dunst umraucht,
Das Haupt in blaue Luft getaucht,
Geschmückt vom Schnee, dem ewig hellen,
Aus dem die ew'gen Ströme quellen.

Aber er hat nicht bloß die Natur des Schweizerlandes erschaut, sondern auch den Charakter seiner Bewohner erkannt. Wie ausdrucks- und wie stimmungsvoll ist in dieser Beziehung das Gedicht „der alte Gemsjäger". Es ist der Hauch der Berge, der einem aus dieser dichterischen Schöpfung entgegenweht. Den alten Jäger drängt es in vorgerückter Jahreszeit noch einmal auf die schwindelnden Höhen.

Doch nicht, wie sonst, gespannten Blicks,
Nimmt er des Gemsleins Acht;
Die Ahnung nahenden Geschicks
Erfüllt sein Herz mit Macht.
Wohl lugt er her und lugt er hin,
Sein Aug' vom Anblick abzuzieh'n,
Aus dem mit wehmuthsvollem Bangen
Ihm neues Leben aufgegangen.

Todesmattigkeit ergreift ihn; er kehrt nicht mehr zu den Seinen zurück. Erst im Frühling finden die Hirten seine Spur.

Da sahen sie in frischem Grün,
Hart an des Weges Spur,
Gelehnt an einen Felsen ihn;
Es schien, als schlief er nur.
Die Büchse, seines Lebens Lust,
Sie ruhte treu an seiner Brust,
Und vom Gebet, das ihn gereinigt,
Hatt' er die Hände noch vereinigt.

Hoch über Nettstall, wo die Wand
Des Wiggis steil sich hebt,
An welcher, wie ein grünes Band,
Die Alp von Auern schwebt;
Dort wölbt ein Felsen schauerlich
Zunächst am schmalen Stege sich, —
Da ist, von Engeln lind umfangen
Der Greis zum Hergott heimgegangen.

Wir kennen wenige Gedichte der neuern deutschen Literatur, die so rührend wie dieses sind. Schalkhaft munter dagegen, aber auch recht schweizerisch ist das Gegenstück dazu, „die beiden Gemsjäger", mit neckischem Schluß. Der Jäger Bläsi hat die hurtige Gemse verfolgt bis er nicht mehr vorwärts und rückwärts kann; am Rande des Abgrunds hat er furchtbare Stunden durchmachen müssen, die sein Haar in einer Nacht erbleichen machten, bis am Morgen ihn sein Genosse findet und vom Tode befreit. Der Gerettete hatte in der Herzensangst gelobt, der Jagd für immer zu entsagen und seinem Freund die Büchse geschenkt.

Doch wie sie liegen, traulich kosen,
Fährt Bläsi hastig auf: „Ein Thier
„Aetzt hinter jenen Alpenrosen —
„Ein fetter Gemsbock, sag' ich dir!
„Er scheint sich recht in Schuß zu stellen,
„Der Wind verheißt uns Waidmannsglück.
„Hör' Hans, die Gemse muß ich fällen;
„Gieb schnell die Büchse mir zurück!"

Dieser Art Gedichte finden sich noch mehrere vor; so stellt z. B. „Die Entstehung der Schweizerberge“ die bezügliche Sage vorzüglich dar.

Auf diese einleitenden Gedichte folgen nun die übrigen, nach den Kantonen vertheilt.

Die Meisten derselben schließen sich bestimmten Momenten der Schweizergeschichte an. Die betreffenden Stücke werden durch den Cyklus „Rudolf von Habsburg“ eröffnet, der in der Weise von Anastasius Grün's „letztem Ritter“ gehalten ist. Die Fehde, die Rudolf von Habsburg, als der Zürcher Hauptmann, wider Leuthold von Regensberg führte, ist an sich schon voll romantischer Züge, und der Dichter weiß das, „ohne sich streng an Tauf- und Sterberegister, Missiv und Chronikdaten zu binden“, doch in der Hauptsache sich an das geschichtlich Gegebene haltend, zum wirkungsreichen Ausdruck zu bringen. In Rudolf sieht er das Bild des wahren Adels, der in stolzer Fürstlichkeit sich aus der wilden Brandung des Faustrechts auszuscheiden und zu erheben beginnt.

„Lernt, Fürsten dieser Erde! — dann erst seid ihr erlaucht —
„Daß der gerichtet werde, der seine Macht mißbraucht;
„Und hielt er noch so leise sein Volk im Sklavenjoch,
„Und thät er noch so weise: sein Schicksal trifft ihn doch!“

„Glaubt, Völker dieser Erde! — der Glaube macht euch frei —
„Daß eu're größte Fährde stets in euch selber sei;
„So geht auch all' Gewinnen hervor aus euch allein:
„Nur wer da frei von innen, wird's auch von außen sein.“

An Rudolf von Habsburg reiht sich das bedeutende Gedicht „Hans Waldmann“ an. In dem Leben dieses Staatsmannes häuften sich die größten Wechselfälle. Groß in der Gefahr, größer im Unglück, nur bezwungen vom Rausche des Glücks und der Macht mißleiteter Eigenschaften, bot derselbe das Bild einer lebensvollen Persönlichkeit dar.

„Deine Macht war deine Sünde, Ungeduld dein größter Fehl,
„Rein dein Wollen, doch verwundend: nimmer Bitte, stets Befehl;
„Drücktest rauh des Volkes Schwären, doch den Balsam spartest du;
„Deine Reiser sollten tragen, sollten Bäume sein im Nu!“

Nicht minder groß und würdig, ja eines der schönsten Stücke der Sammlung ist „Rudolf von Erlach“. Derselbe, ein Bürger Bern's, war Kastellan im Grafenschlosse zu Nidau. Da beschließen die hohen Herren, die Adligen des Landes, den Untergang der stolzen Stadt. Wir hören den von Kyburg zorngewaltig sprechen:

„Soll mein Schloß zur Bude werden und zur Pflugschar dieses Schwert?
„Dieser Helm zum Gerstenviertel? Saumroß werden soll mein Pferd?
„Soll ich meine Buben lehren, statt mit Waffen umzugeh'n,
„Mit der Weiberkunkel fechten, Pfeffer wägen, Düten dreh'n?“

Aber auch die Bürger von Bern berathen des Vaterlandes Noth, und rüsten sich, im Vertrauen auf Gott und das gute Recht, zum Kampfe wider des Adels Uebermuth. Ein Feldherr erwuchs ihnen eben in jenem Erlach, den der von Nidau seines Vasallenwortes entbunden hatte. Nun entbrennt der Kampf von Laupen. Wir hören, wie die Führer der Berner ermuntern zum muthigen Kampf:

„Nicht die Zahl gewinnt den Lorbeer! Führt euch Muth und Weisheit an,
„Und gehorcht ihr mit Vertrauen — leicht ist dann das Werk gethan!“
— — — — —
— — — — —

Habt ihr Kunde von dem Helden, der am Bromberg dann gesprochen:
„Hei, wo sind die schmucken Jungen, die daheim so muthig pochen,
„Stets voran bei Mahl und Tänzen, aufgestutzt durch Sträuß' und Bänder!
„Sind sie auch die Ersten, wo es Hiebe setzt statt Liebespfänder?“

Habt ihr Kunde von dem Helden, der, als feig die Nachhut floh,
Rief mit wolkenloser Stirne: „Heut' sind wir des Sieges froh,
„Denn es wich die Spreu vom Waizen; nun wohlan mein wackrer Kern!
„Frisch hinein! es gilt die Ehre, gilt die Freiheit, gilt dein Bern!“

Bern siegt bei Laupen; der Sieger selber aber wird als Greis von dem eigenen Eidam, Jost von Rudenz, auf der Burg zu Reichenbach

ermordet. Auch dieses Sterben wird mit dichterischer Empfindung geschildert, und, besonders erschütternd, die Verfolgung des Mörders durch ein Rüdenpaar, und sein Sturz in die Aare, die den Verruchten verschlingt.

Dann führt der Dichter uns weiter auf das Schlachtfeld von Näfels, wo Heldenmuth und Gottvertrauen den Feind bezwingt, oder wir begleiten ihn an die Ufer der Birs, wo Arnold Schick noch im Todeskampf den Uebermuth des Münchensteiners züchtigt. Dort auf der Malserhaide stirbt Benedikt Fontana den Heldentod, und hier steht Uli Rotach, ein Mann kämpfend gegen zwölf, und als sie ihm die Hütte anzünden, da stürzt er sich in die Flammen, lieber in die Hand des Höchsten als in die des Feindes fallend. Dort stellt er uns die edle Gestalt Adrians von Bubenberg vor Augen, der, tapfer und edel, zuerst sich selbst und dann die Feinde bezwingt, und hier weist er uns nach der Richtstätte von Nänikon und läßt die Geister der gemordeten Zürcher aus dem Grabe ersteigen als Ankläger wider Ital Reding, der dem Breitenlandenberg das Wort gebrochen hat. Wir wollen aus der Menge dieser Gedichte nur eines ganz anführen, das uns um seiner ungekünstelten Einfachheit willen besonders gefällt.

Die Linde zu Freiburg.

Zu Freiburg auf dem Rathhausplatz
Steht eine Linde;
Leis rauscht ihr grüner Blätterschatz
Im kühlen Winde.
Die Linde, die da rauscht so leis,
War einst ein fast verwelktes Reis.

Von eines Kriegers Eisenhut
Nickt es verloren,
Und der es trug, er schlug sich gut
Vor Murten's Thoren;
Als der gewalt'ge Sieg geglückt,
Hat er damit den Helm geschmückt.

Und Freiburgs Venner sprach das Wort:
„Lauf heim und sage,
„Daß wir gesiegt, den Unsern dort
„Noch heut' am Tage!
„Je bälder du die Stadt erreicht,
„Je rascher dort die Angst entweicht!"

Und folgsam macht der Bote gleich
Sich auf die Beine;
Die Andern sammeln Schätze reich —
Er wünscht sich keine;
Der größte Schatz, den er gewann,
Ist: daß er Sieg verkünden kann.

Er lauft in Eil', er rennt in Hast,
Der bied're Knabe,
Gönnt keine Ruh' sich, keine Rast
Und keine Labe;
Der Waldbach schäumt, die Sonne sticht,
Fast bricht sein Herz — er achtet's nicht.

Und athemlos, mit letzter Kraft,
Hat er's errungen,
Ist durch den Kreis der Bürgerschaft
Hindurch gedrungen:
Auf selben Platz, wo rauschend heut'
Die alte Linde Schatten streut.

Dort steckt er ein den Speer mit Macht,
Sich d'ran zu ranken;
Sein Busen fliegt, sein Auge lacht —
Man sieht ihn wanken,
Doch faßt er sich und donnert: „Sieg"!
Dann sank er zuckend hin und schwieg.

Gebrochen war in stolzer Lust
Sein treues Herze;
Der Bürger angstentlad'ne Brust
Erlag dem Schmerze.

Das Siegesfest in Freiburg ward
Zu einer stillen Trauerfahrt.

Man nahm das welke Lindenschoß
Vom Hut des Knaben
Und hat, wo er sein Auge schloß,
Es eingegraben;
D'raus ward die Linde, die noch heut'
Auf selbem Platze Schatten streut.

Wie entspricht auch hier wieder Versbau und Composition dem Charakter der Sage!

Dies letzte Gedicht führt uns weiter zu den Schöpfungen Reithard's, die weniger geschichtlich bedeutsame Momente hervorheben als vielmehr allgemein menschliche Züge zur Anschauung bringen. Wir rechnen hieher: „Walt' Gott", „das Geistergeläute" und Aehnliches. Treffend ist da „der Untergang von Roll" behandelt, die vielerorts wiederkehrende Sage von bestrafter Hartherzigkeit und belohnter Gutthat, „Philemon und Baucis" im Schweizerlande.

Einzelne Gedichte Reithard's haben aber auch eine dunkle Färbung; er erspart einem in Beziehung auf realistische Ausführung nichts, so daß eine Kritik, die alles in ein sonniges, griechisches Schönheitselement hineingetaucht wissen möchte, sie grob findet; sie sind aber wirksam und erwecken die Ahnung einer ewigen Gerechtigkeit. Ich denke an Gedichte wie „der Kindlimord" oder „der Schmied von Surawa".

Der Blasbalg gahrt, die Esse sprüht,
Das Eisen knistert rothgeglüht;
In schwerer Zange dreht's der Schmid
Und singt dabei ein böses Lied.

Ein böses Lied von Brand und Blut,
Der alte Schmied, er sang es gut,
Er sang es gut, trotz Müh' und Schweiß,
Aus vollem Hals, der wilde Greis.

Da kehrt der Geselle, der lang in der Fremde gewesen, in's Haus des alten Meisters zurück; er will sich in derselben Gemeinde niederlassen, aber der Meister, von Eifersucht erfaßt, schmiedet das Eisen, den Mordstahl für die Brust des ahnungslos Schlummernden.

Und als es war, wie es gesollt,
Und als es war, wie er's gewollt,
Da lacht er grimm in sich hinein:
„So wird es g'rad nach Wunsche sein!"

„So wird es g'rad nach Wunsche sein,
„Vom Widerpart mich zu befrei'n;
„Eh' noch die nächste Stunde schied,
„Ist in Surawa nur Ein Schmied!"

— — — — —
— — — — —
Ein weißer Dampf — ein geller Schrei —
Ein dumpf Gestöhn — dann war's vorbei.

Aber er selber wird von der angezündeten Lohe erfaßt und stirbt eines bösen Todes in der Hütte des Mords. — Auch erschütternd, aber meisterhaft ausgearbeitet ist das Gedicht „der Basler Thorwart und sein Töchterlein". Jener hält trunken Wacht auf der Rheinbrücke; sein Töchterlein setzt sich in keckem Uebermuth auf das Brückengeländer; der Vater möchte es zurückhalten, kann es aber, vom Rausche gebunden, nicht thun; endlich fällt es hinab.

Der Vater gröhlt und stiert und zecht;
Erst schaut er was und schaut's nicht recht;
Dann sieht er Kleid und Haare flattern
Und hört die Brückenlehne knattern —
— — — — —
— — — — —

Schauerlich kontrastirt mit der Seelenangst des Vaters das uralte Spottbild der Basler, der Lällenkönig, der ruhig zusieht und sich Alles nicht anfechten läßt.

Während so die einen Gedichte einen furchtbar ernsten, fast schauerlichen Charakter haben, hat Reithard auf der andern Seite auch wieder Freude am Komischen, und nicht zuletzt am Grotesk-Komischen. Er bewährt z. B. ein großes Geschick in Veranschaulichung von seltsamen Landesgespenstern, die schon die Volksphantasie seltsam genug ausgestattet hat. Da ziehen allerlei wundersame, gespensterhafte Gestalten an uns vorüber, personificirte Naturkräfte, die böse Klungerin z. B., „Die um Sylvester her und hin Mit einer Birkenruthe zieht Und spähend durch die Fenster sieht . . . Hat eine Haut wie Pergament, Und Haar, das durch die Haube brennt“ . . . oder wieder: „der Elbst“, „Türst und Streggelen“, „die fliegende Viper von Vouvry“, „das Nachtpferd Zawudschawu“, „der Hackenmann“, „der Bölimann“, „das Ungeheuerlein am Plasselbschlunde“, „das Spielmännlein“, „die Nachtspinnerin“. In den „Landesgespenstern des Wallis“ zaubert er uns eine ganze Sammlung solcher Spukgestalten vor. Aber nicht bloß das Groteske, das Humoristische überhaupt steht unserem Dichter gut. Reithard besaß von Haus aus eine Fülle des harmlosesten Humors, den er in allen Tonarten spielen läßt. Er hatte ein köstliches Auge für die komischen Momente des Lebens und wußte Solches mit behaglichster Gemüthlichkeit, mit saftigster Treuherzigkeit zum Ausdruck zu bringen. Ganz ohne satyrischen Beigeschmack, rein nur Erzeugniß heiterer Laune sind die Gedichte „der Eierhagel“, „der Geistertanz unter dem Galgen“, „die drei Kreuze auf dem Hurdnerfelde“. In dem letzten dieser Gedichte ziehen drei schweizerische Handwerksburschen im Böhmerlande umher; sie sehnen sich nach der Heimat:

Und gähnend wünscht der Schneider: „Ach!
„Säß' ich zu Haus und unter'm Dach
„Zu Rapperswyl am Zürichsee,
„Bei Geißenfleisch und Glarnerthee
„Und meiner Mutter!“

Der Schuster wischt die Augen stumm
Und wälzt sich ächzend um und um;

Wohl weiß er, wo der Schuh ihn drückt,
Warum er ächzt und rutscht und rückt —
„O Meisterstochter!“

Der Schlosser spricht: „Mein Reisgenoß,
„Der Schlüssel ist noch weit vom Schloß.
„Ach trüg' uns eine gute Fee
„Gen Hurden an den Zürichsee,
„Derweil wir schlafen!“

„Daß beim Erwachen das Geländ'
„Der theuren Heimat vor uns ständ',
„Des Morgens Gluth am Firnenschnee,
„Die graue Burg, der blaue See,
„Die grünen Linden!“

Während sie schlafen, geht der Wunsch der Drei in Erfüllung; sie werden in die Heimat versetzt:

Und über Feld und Wälder braust's,
Und über Berg' und Ströme saust's,
Und über Städt' und Länder fährt's,
Und allen Dreien pocht das Herz —
Zumal dem Schneider!

So finden sie sich wieder glücklich im Heimatlande und sehen:

Des Morgens Gluth am Firnenschnee,
Die graue Burg, den blauen See,
Die grünen Linden.

Im naivsten Tone ist die Legende „St. Notker“ gehalten, wo der Teufel in der Weise der mittelalterlichen Volkssagen spukt. Notker, einer der gelehrtesten und frömmsten Mönche St. Gallens, hat durch seinen Fleiß und seine Ernsthaftigkeit den Zorn des Teufels erregt, der ihn darum zu schrecken sucht. Es erscheint ihm derselbe in Gestalt eines wilden Rüden, aber — der Heilige wehrt sich — unverzagt:

Er faßt' ihn schüttelnd bei den Ohren
Und rief: „Noch bin ich unverloren!"
Und schmiß ihn kräftig in den Ecken,
Nahm Kolumbani Hirtenstecken,
Legt' vor die Thür' ein Kruzifix —
Und jetzt bekam der Teufel Wix,
Und zwar so unbarmherzig groben,
Daß Haar und Fetzen von ihm flogen.
Der Teufel schrie, der Pater schlug,
Als würd' es nimmermehr genug.
Doch endlich riß der böse Feind
Von ihm sich heulend los und meint,
Sich stracks durch die Kapellenthüren
Hinaus, in's Freie zu salviren;
Allein das Kreuzlein an der Schwelle
Hielt ihn gebannt in der Kapelle.

Jetzt legt der Teufel sich auf's Fleh'n:
„O laß' mich geh'n! O laß' mich geh'n!
„Leg' deinen Stecken weg, Notkere,
„Ich will es nimmer thun, auf Ehre!"

Allein der Heil'ge war im Zug;
Er holzt' und holzte, schlug und schlug.
Blut rann in reichlichem Geträufel,
Allwärts herunter schon vom Teufel,
Der immer jammervoller schrie,
Abwechselnd Glut und Geifer spie,
Bis endlich, aufgeschreckt vom Schlummer,
Der Meßmer kam, ein alter Brummer,
Und fragte; „Na, was gibt's denn hier?
„Herr, ist der Teufel los bei dir?"

„Er ist nicht los, doch wär' er's gern!"
Versetzt der Heilige des Herrn,
Und läßt aufs Neu' den Hirtenstecken
Ertanzen zu des Satans Schrecken;

Und schwingt das Holz mit solcher Macht,
Daß es entzwei, wie Zunder, kracht
Auf dem verdammten Buckelbein.
Dann erst ließ er das Schlagen sein.

Wir denken nicht, daß Jemand an dieser etwas burlesken Ausführung Anstoß nehmen wird, wie es allerdings dem Verfasser dieses Aufsatzes begegnet ist, dem einmal eine Frau, deren Mann er die „Geschichten und Sagen" zum Lesen gegeben, dieselben zurückbrachte mit dem Bemerken: sie finde nicht für nöthig, daß ihr Mann dergleichen Zeug lese. — Auch die Legende „St. Theodul" ist ein Meisterstück des Urnaiven; sie enthält eine Menge erbaulicher Situationen von großer komischer Kraft.

Damit schließen wir unsere Proben aus den Reithard'schen Dichtungen ab. Sie haben nur den Zweck gehabt, das Bild des Mannes in Erinnerung zu bringen, und den und jenen, der im Besitze der „Geschichten und Sagen" ist, zu veranlassen, sich dieselben wieder anzusehen und sich an diesen ächt nationalen Gestalten zu erfreuen. Es ist ein stattlicher Band von 562 Seiten, und wir dürfen ohne Uebertreibung sagen, es ist kein einziges Gedicht in demselben, welches stört, das man gerne vermissen würde, das Nichts böte weder in Beziehung auf Inhalt, noch auf die Form.

Doch noch bleibt uns übrig, ein allgemeines Charakterbild des Mannes zu entwerfen, der uns diese schöne Gabe gespendet hat.

Keine deutsche Literaturgeschichte, mit Ausnahme derjenigen von H. Kurz, geht auf seine Dichtungen ein. Die von Röpe herausgegebene umgearbeitete Barthel'sche, welche doch mit Vorliebe die Reithard gesinnungsverwandten Dichter behandelt, hat nicht einmal seinen Namen genannt. In dem großen, deutschen Balladenschatze von Ignaz Hub findet sich kein einziges Stück von ihm. Hätte nicht die schweizerische Volksbibliothek Einiges von ihm aufgenommen, das aber neben Unbedeutendem verloren geht, so würde kein schweizerisches Sammelwerk seiner gedenken. Noch neulich gab ein berufener Kenner unserer Literatur ein Lesebuch für die

höheren Schulen heraus, welches gerade das Nationale hervorheben wollte, und — Nichts von Reithard enthält. Wo sich die Kritik mit ihm beschäftigte, hat sie es in ziemlich hochmüthiger Weise gethan. Robert Weber schreibt ihm zwar in seiner schweizerischen Literaturgeschichte bedeutendes Talent zu, setzt aber hinzu, der Effekt seiner Dichtungen sei „ein sehr relativer". Der große Haufe möge sich an ihrer derben Weise und launigen Frische ergötzen. Vor dem bessern Geschmacke und der strengen Kunstkritik vermöchten sie nicht zu bestehen. Seine Gestalten seien Holzbilder, an denen man überall noch die während der Arbeit abfallenden Späne erblicke. — Ein Lehrer des Deutschen an einer unserer höheren Schulen hat Reithard's Poesie vor einiger Zeit in einem unserer Blätter besprochen, zum Theil auch anerkennend, dann aber wieder sehr von Oben herab. Reithard habe mit dem schwäbischen Balladenmeister (Uhland) bloß die äußerlichen Merkmale gemein, die entschiedene Vorliebe für mittelalterlichen Sagenstoff und beweglichen Fleiß, es mangle ihm aber beinahe ganz an Uhland's wählerischem Feinsinn, an dessen gemüthstiefer Versenkung in die Wahl jedes Stoffes, an dem durchgeisteten, „perlklaren Formenguß." Wir müssen es für eine Ueberhebung ansehen, wenn derselbe Kritiker von einer „versificirten Sammlung" von Geschichten und Sagen redet, die stofflich sehr unterhaltend sei, aber nur wenig Gebilde von künstlerischer Gestaltung und dichterischem Anhauch enthalte, und schon in der Anordnung des Stoffes nach Kantonen das — poetische Gefühl vermissen lassen! Bei dem, der Reithard kennt und liebt, kann es nur Heiterkeit erregen, wenn der Totaleindruck, den er mache, arg prosaisch genannt wird, und wir hören müssen, „daß die vereinsamten Blüthen ächter Balladenpoesie den Leser überraschen, wie einsame Rosen in steinichten Einöden anmuthen." Wir haben von solchen steinichten Einöden wenigstens in seinem Hauptwerke Nichts bemerkt. —

Bei der großen Menge der Arbeiten Reithard's versteht es sich von selbst, daß nicht Alles von klassischer Vollendung ist. Von dem in Zeitschriften Erschienenen geben wir auch Vieles preis, von den lyrischen Gedichten besonders; wir meinen aber, daß auch bei den deutschen Klassikern

nicht Alles den Charakter des Monumentalen trägt und sich Reithard's Gedichte mit denen Uhland's wenigstens vergleichen lassen, ja viele bedeutender als manche von Gustav Schwab und ähnlichen gefeierten Geistern sind. Jedenfalls muthen sie uns alle schweizerisch an, sind volksverständlich, kräftig empfunden, mannigfaltig, reich an sittlichem Gehalt und ganz gewandt in der Form, wenn auch etwa ein unschönes Wort oder eine Ueberladung mit Bildern oder unnöthiger Wortfülle stört, und wir müssen es einfach lächerlich heißen, wenn die Kritik sich ihm gegenüber mit Schulphrasen behilft, wie die: „daß der bloße Empiriker nie in das Heiligthum der Kunst eindringe."

Reithard war sich seines Dichterwerthes wohl bewußt und empfand es, wenn immer nur z. B. von Fröhlich geredet wurde, der sich wegen seiner mehr religiösen Haltung schneller ein bestimmtes Publikum erwarb. Es schmerzte ihn tief, daß er bei Lebzeiten nicht die verdiente Anerkennung empfing. Dennoch war er nicht eifersüchtig auf minderbegabte und mehrbegünstigte Kunstgenossen; neidlos ermunterte er jedes aufstrebende Talent, belobte, was Gutes in jugendlichen Versuchen zu Tage trat, und belehrte über das, was mangelhaft oder der Verbesserung fähig schien. Er wäre berufen gewesen, eine schweizerische Literaturgeschichte zu schreiben; im Vorwort zu den Gedichten macht er einen kleinen Anlauf dazu. —

Noch sei erwähnt, daß Reithard neben seinen literarischen Interessen auch eine große Liebe zu der bildenden Kunst besaß. „Sein scharfes geistiges Auge," sagt sein Freund P. in einem Nachruf, der er ihm in der zürcherischen Künstlergesellschaft widmete, „und sein humaner Sinn wußte auch da in den unbedeutendsten und schülermäßigsten Werken das vorhandene Gute sicher herauszufinden. Er hatte sich mit den beschränktesten Mitteln und mit Beihülfe von befreundeten Künstlern eine kleine Kunstsammlung angelegt, die sein Trost und seine Augenweide war. Sein Schönheitssinn gab sich namentlich auch in den äußerst zierlichen Zügen seiner Handschrift und in der geschmackvollen Anordnung seiner schriftlichen Arbeiten kund." Auch schrieb er als Freund der Natur und Kunst den

Text zu dem vortrefflichen — gleichfalls nicht genug verbreiteten — Werke seines Freundes Ulrich: „Bilder aus der Schweiz“.

Was seinen Charakter anbelangt, so war Reithard ein nobler Mann. Der erwähnte Freund sagt darüber: „Die Menschenliebe, die er in seinen Gedichten so schön predigte, sie war ihm kein tönendes Erz, sondern er übte sie auch im praktischen Leben werkthätig aus; obgleich nicht mit zeitlichen Glücksgütern gesegnet, sondern oft mit Sorgen und Entbehrungen kämpfend, konnte er keinem Hülfesuchenden Etwas abschlagen, so lange er selbst noch einen Batzen in der Tasche hatte, und für seinen Freund oder einen Armen, der ihn um Etwas ansprach, scheute er nicht die unangenehmsten Gänge. Trotz einer ausgesprochenen Vorliebe für ächt aristokratisches Wesen hatte er für den Geringen, wie für den Hochgestellten, für den Armen, wie für den Reichen immer dieselbe Sprache aufrichtigsten Wohlwollens: in beiden sah er stets den gleichberechtigten Bruder, und wenn er auch mit gewaltigen Worten wider die kommunistischen Bestrebungen seiner Zeit geredet hat, so sah er es doch als eine heilige Pflicht des Begüterten an, den unglücklichen Mitmenschen nach Kräften beizustehen. War ihm persönliches Mißgeschick widerfahren, so wußte sein ächtfrommes, aller Sentimentalität fremdes Gemüth sich immer wieder zurechtzufinden, und im Umgang mit vertrauten Freunden entschädigte er sich für die Unbill der Welt. Im Verwandten- und Freundeskreise konnte er seine weiche, behagliche Natur so recht geltend machen, und der geistreiche und gemüthvolle Mann war darum stets ein willkommener Gast. Reithard hatte, neben eminenten Vorzügen, natürlich auch seine Schwächen: es mangelte ihm jene Zuverlässigkeit und Pünktlichkeit im alltäglichen Verkehr, die aus einer geregelten Thätigkeit und einer bestimmten Eintheilung der Arbeits- und Erholungszeit hervorgeht. An letztere konnte er sich nie gewöhnen. Aber dafür war er eben ein Dichter, und lieb und freundlich war er allezeit, auch wenn sein Gemüth bedrückt war; und wenn seinen Freunden etwas Angenehmes begegnete, so konnte er sich darüber freuen, als ob es ihm selbst begegnet wäre.“

Um auch Etwas von dem Aeußeren seiner Persönlichkeit zu sagen, so bemerken wir, daß Reithard in seinen Jünglingsjahren von hoher, schlanker Gestalt, edeln Gesichtszügen und feurigen Augen war; später zeigte er starke Anlage zur Korpulenz, ohne Zweifel eine Folge seiner ruhiger gewordenen Stimmung und Lebensweise. Zwischen den gewaltigen Schultern thronte ein zeusartiges Haupt, umbuscht von einem dunkelbraunen, seidig-weichen, dichten Lockenhaar. Im Besitze seiner Familie befindet sich ein wohlgelungenes Portrait in Oel, gemalt von Frl. Fries. Das im Besitze der Künstlergesellschaft von Koller mit Kohle gezeichnete Bild ist ähnlich, aber etwas chargirt, und zeigt nicht den ihm gewöhnlich eigenen, freundlichen Ausdrück der Züge. Gar nicht übel ist die Lithographie, die von Irminger gezeichnet ist; sie trägt die für Reithard bezeichnende Unterschrift:

Immer wandelt die Geschichte
In verhängnißvollem Rund,
Daß der Enkel das verrichte,
Was der Vorfahr einst bestund;
Trau'n, es treten Grütli's Tage,
Es erscheint der Geist von Truns,
Eine fleischgeword'ne Sage,
Männer fordernd, einst vor uns.

Wir haben angedeutet, daß Reithard nach den Stürmen seines vielbewegten Lebens endlich in den Hafen der Ruhe eingelaufen war. Obgleich im Ganzen körperlich stark, hatte er sich frühe schon mit dem Gedanken des Todes getragen. „Wo bist du" hatte er gesungen:

Wo bist du, stilles Plätzchen, wo?
An welchem einst mein Lebenskahn
Nach langer, wechselvoller Bahn,
Geborgen liegt. Ich frage froh:
Wo bist du, stilles Plätzchen, wo?

Genesungsort, wo bist du, wo?
Der endlich dieses müde Herz,

Von Gram gedrängt, zerfleischt von Schmerz,
Mit Erde kühlt. Ich frage froh:
Genesungsort, wo bist du, wo?

Wo bist du, ernste Pforte, wo?
Durch die mein Wesen, leicht beschwingt,
Zum heil'gen Born des Lichtes dringt?
Der Leib zerstiebt; doch frag' ich froh:
Wo bist du, ernste Pforte, wo?

Wo bist du, Garten Gottes, wo?
In dem die Freundschaft einst bethränt
Das Haupt an meine Urne lehnt,
Und mein gedenkt. Ich frage froh?
Wo bist du, Garten Gottes, wo?

Wo bist du, theures Plätzchen, wo?
Das sich den edlen Ruf gewann:
„Hier liegt ein tugendhafter Mann!"
O sei mein Grab! Dann frag' ich froh:
Wo bist du, theures Plätzchen, wo?

Die Stunde war gekommen, wo dies Dichterleben an seinem Ende angelangt war. Bevor er aber das stille Plätzchen erlangen sollte, mußte er noch recht in die Trübsal hinein. Im September 1857 überfiel ihn eine gefährliche Krankheit, ein Unterleibsleiden. Bald wieder scheinbar hergestellt, machte ein Rückfall seinen Zustand hoffnungslos. Er sprach von seinem nahen und gewissen Tod mit der Ruhe eines Helden und mit der Hoffnung des Christen. Es sollten ihm aber noch bittere Leidenstage bevorstehen: der Geist hatte Mühe, sich von dem starken und gewaltigen Körper loszuringen. Aber auch das ging vorüber. Am 9. Oktober erlag er seinem Schmerz, und als die letzte Stunde geschlagen und der Todesengel seine Stirn geküßt, da leuchtete diese auf in wunderbarer Klarheit, und vor dem innern Ohre des einen oder andern der ihn Umstehenden mag jene Strophe wiedergeklungen haben:

Und keine neue Woge kam,
Ihn weiter zu gefährden.
Ich sah den Theuern wundersam
Zum lichten Engel werden.
Mild lächelnd schaut von oben er,
Wie man sein Schiff begrübe;
Und gleich dem Aar im Sonnenmeer
Schwamm er in Gottes Liebe.